

# Die liturgische Sprache als Thema für den zukünftigen Weg der Kirche

Eine Einleitung

## 1. Liturgische Sprache im Schatten der Predigt

Evangelische Gottesdienste sind komplexe Phänomene. Wer einen Gottesdienst in seiner Gesamtheit angemessen wahrnehmen und erfassen möchte, muss vielfältige Dimensionen berücksichtigen. Aus der Fülle dieser Dimensionen seien exemplarisch der Raum, die Musik, die agierenden Personen, die Gottesdienstbesucherinnen und -besucher, die liturgischen Elemente und die Inhalte genannt. Viele weitere Punkte könnten angeführt werden. Das maßgebliche Kommunikationsmedium in evangelischen Gottesdiensten ist die Sprache.

Im Bereich der Sprache wiederum ist es die Predigt, der die größte Beachtung zuteilwird: Von Besucherseite aus gehört zu einem evangelischen Gottesdienst eine Predigt unbedingt dazu.<sup>1</sup> Und seitens der Pfarrerinnen und Pfarrer entfällt der größte Teil der Gottesdienstvorbereitung auf die Ausarbeitung der Predigt. Die Gründe für diese Schwer-

---

<sup>1</sup> Vgl. Jan Hermelink / Julia Koll / Anne Elise Hallwaß, Liturgische Praxis zwischen Teilhabe und Teilnahme, in: Heinrich Bedford-Strohm / Volker Jung (Hrsg.), Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung. Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2015, (90–111) 108.

punktsetzung dürften sich der Programmatik reformatorischer Grundentscheidungen verdanken, die die evangelische Kirche allein auf das biblische Wort gegründet sehen und daher die Verkündigung des Wortes Gottes in Gestalt der Predigt zu einer Art Markenkern evangelischer Gottesdienste machen.

Auf der Ebene der wissenschaftlichen Reflexion führt die Fokussierung auf die Predigt dazu, dass aus der Fülle dessen, was in Bezug auf einen evangelischen Gottesdienst grundsätzlich näher wissenschaftlich untersucht werden könnte, das Sprachphänomen Predigt mit großem Abstand zu anderen potenziellen Forschungsobjekten herausragt. Versucht man, so etwas wie einen gemeinsamen Nenner zu finden, der die überaus differenzierte homiletische Theoriebildung der letzten Jahrzehnte durchzieht, so kann dieser in dem Nachdenken über die Frage gesehen werden, wie die Hörbarkeit des Evangeliums in der Predigt verbessert werden kann. Im kritischen Dialog mit den homiletischen Überlegungen aus dem Umfeld der Wort-Gottes-Theologie wurde ein neues Augenmerk auf die homiletische Situation und damit auf die Hörerinnen und Hörer gelenkt (Ernst Lange<sup>2</sup>). Die Bedeutung, die die Predigerin, der Prediger als Person im Zusammenhang mit der Predigt spielt, wurde neu herausgestellt (z. B. Otto Haendler<sup>3</sup>, Manfred Josuttis<sup>4</sup>). Rhetorische Theori-

---

2 Vgl. Ernst Lange, Zur Theorie und Praxis der Predigtarbeit, in: Ders., Predigen als Beruf. Aufsätze zu Homiletik, Liturgie und Pfarramt, hrsg. v. Rüdiger Schloz, München 1982, 9–51.

3 Vgl. Otto Haendler, Die Bedeutung des Subjekts für die Predigt, in: Ders., Die Predigt. Tiefenpsychologische Grundlagen und Grundfragen, Berlin 1949, 46–54.

4 Vgl. Manfred Josuttis, Der Prediger in der Predigt. Sündiger Mensch oder mündiger Zeuge?, in: Ders., Praxis des Evangeliums zwischen Politik und Religion. Grundprobleme der Praktischen Theologie, München 1988, 70–94.

en wurden für die Predigt neu erschlossen (Gert Otto<sup>5</sup>). Und schließlich wurde die Predigt im Gespräch mit der Semiotik (z.B. Wilfried Engemann<sup>6</sup>), der Rezeptionsästhetik (z.B. Henning Luther<sup>7</sup>, Gerhard Marcel Martin<sup>8</sup>) und der Theaterwissenschaft (z.B. David Plüss<sup>9</sup>) als Phänomen begriffen, das es ästhetisch zu inszenieren gilt. Inhalt, Struktur und Gestalt der Predigt wurden als untrennbar miteinander verwoben wahrgenommen. Auf die Frage – um es mit Niebergall zu formulieren –, wie dem modernen Menschen zu predigen sei<sup>10</sup>, wurden damit zahlreiche gewinnbringende Antwortvorschläge unterbreitet. Damit steht die Wechselwirkung zwischen dem gesprochenen Wort und dessen Rezeption seitens der Hörerinnen und Hörer im Mittelpunkt.

Vor dem Hintergrund der nun schon so lange andauernden Intensität, in der in Bezug auf die Predigt über das Verhältnis von Sprache und deren Wirkung auf die Hörenden nachgedacht wird, fällt auf, dass solche Reflexionen in Bezug auf die sprachlichen Elemente und Beiträge des Gottes-

- 
- 5 Vgl. Gert Otto, *Rhetorische Predigtlehre. Ein Grundriss*, Mainz/Leipzig 1999.
- 6 Vgl. Wilfried Engemann, *Semiotische Homiletik. Prämissen – Analysen – Konsequenzen*, Tübingen 1993.
- 7 Vgl. Hennig Luther, *Predigt als inszenierter Text. Überlegungen zur Kunst der Predigt*, in: *ThPr* 18 (1983), 89–100.
- 8 Vgl. Gerhard Marcel Martin, *Predigt als »offenes Kunstwerk«? Zum Dialog zwischen Homiletik und Rezeptionsästhetik*, in: *EvTh* 44 (1984), 46–58.
- 9 Vgl. David Plüss, *Texte inszenieren*, in: Lars Charbonnier / Konrad Meryn / Peter Meyer (Hrsg.), *Homiletik. Aktuelle Konzepte und ihre Umsetzung*, Göttingen 2012, 119–136, und ders., *Gottesdienst als Textinszenierung. Perspektiven einer performativen Ästhetik des Gottesdienstes*, Zürich 2007.
- 10 Vgl. Friedrich Niebergall, *Wie predigen wir dem modernen Menschen?* Erster Teil: Eine Untersuchung über Motive und Quietive, Tübingen 1902; Zweiter Teil: Eine Untersuchung über den Weg zum Willen, Tübingen 1906.

dienstes jenseits der Predigt in deutlich geringerem Umfang vorhanden sind. Hier existiert offenbar ein Desiderat, zu dessen Reduktion der vorliegende Band einen eigenen Beitrag leisten möchte.

## **2. Gründe für eine intensivere Reflexion der liturgischen Sprache**

Aber warum genau sollte dieses Desiderat bearbeitet werden? Dazu seien an dieser Stelle zwei Gründe genannt. Der erste Grund bezieht sich auf die mit der Reformation einhergehende Modifikation des gottesdienstlichen Lebens. So beschränkte sich diese ja keineswegs nur darauf, Predigten in deutscher Sprache zum Zentrum eines jeden Gottesdienstes zu machen. Vielmehr erfolgte der Wechsel von Latein zu Deutsch in Bezug auf alle sprachlichen Elemente im Gottesdienst. Die Gottesdienstbesucherinnen und -besucher sollten nicht nur verstehen können, was in der Predigt gesagt wird. Sie sollten in ihrer eigenen Sprache auch das verstehen können, was in anderen liturgischen Elementen wie zum Beispiel Gebeten, Segensworten, liturgischen Worten zum Abendmahl und Lesungen zur Sprache kam. Auch bei den musikalischen Elementen wurde konsequent von Latein auf Deutsch umgestellt. Dies schlug sich nicht zuletzt in Martin Luthers regen Aktivitäten beim Dichten und Komponieren von Chorälen in deutscher Sprache nieder. Auf diese Weise wurde zumindest die Messe am Sonntag zu einem Sprachereignis in deutscher Sprache. Der theologische Hintergrund für diese konsequente sprachliche Umstellung ist die reformatorische Rechtfertigungslehre, in deren Folge nicht mehr der geweihte Priester das Subjekt des Gottesdienstes ist,

sondern »die gläubige Gemeinde«. Und das bezieht sich auf alle Teile des Gottesdienstes. Ist nun aber die Gemeinde das Subjekt im Gottesdienst, dann wird jede und jeder, die oder der den Gottesdienst mitfeiert, zu einem integralen Bestandteil der gottesdienstlichen Kommunikation und somit zu einem aktiven Part in der gottesdienstlichen Interaktion. Zur konsequenten Umsetzung dieses Programms gehört dann auch, dass alle am Gottesdienst beteiligten Interaktionspartnerinnen und -partner die Möglichkeit haben müssen, den Gottesdienst in all seinen Teilen verstehen zu können, um so auf ihre je eigene Weise am gottesdienstlichen Geschehen nicht nur physisch, sondern auch intellektuell partizipieren zu können.

Man könnte nun einwenden, dass es unter theologischen Gesichtspunkten doch ausreichend gewesen wäre, die Predigt in deutscher Sprache zu halten, die übrigen Teile des Gottesdienstes aber weiter in lateinischer Sprache zu belassen. Schließlich werden doch in der Predigt die zentralen theologischen Impulse gegeben. Dass sich die Reformatoren gegen diese Variante entschieden, hat den Hintergrund, dass sie die Predigt zwar als den zentralen Raum begriffen, in dem sich das Wort Gottes entfaltet. Grundsätzlich betrachteten sie aber den Gottesdienst in all seinen Teilen als Raum, in dem sich das Wort Gottes entfaltet. Dies ruft Alexander Deeg durch den Verweis auf die Torgauer Formel von 1544, das wohl prominenteste Dokument zum reformatorischen Gottesdienstverständnis, in Erinnerung. Wenn die Torgauer Formel den Gottesdienst als ein Geschehen betrachte, so Deeg, in dem Gott mit den Menschen durch sein heiliges Wort rede und die Menschen ihrerseits mittels Gebet und

---

11 Johannes Gottschick, *Luthers Anschauungen vom christlichen Gottesdienst und seine tatsächliche Reform desselben*, Freiburg i. Br. 1887, 38.

Lobgesang mit Gott redeten, dann könne man den Gottesdienst insgesamt als »theonom bestimmten Wort-Wechsel von Gott und Mensch«<sup>12</sup> begreifen. Eine exklusive Exponierung der Predigt würde, führt man die von Deeg angestellte Beobachtung fort, die Verkündigung des Evangeliums als wechselseitiges Kommunikationsgeschehen zwischen Gott und den Menschen letztlich verunmöglichen. Dem Hauptziel reformatorischer Theologie, nämlich die bedingungslose Gnade Gottes allen Menschen erfahrbar und erlebbar zu machen, würde der Gottesdienst dann nicht dienen. Wer den Gottesdienst als komplexes Kommunikationsphänomen zwischen Gott und Menschen angemessen begreifen möchte, kommt somit nicht umhin, nicht nur die Predigt näher zu betrachten, sondern alle sprachlich verfassten Elemente eines Gottesdienstes.

Der zweite Grund, die Reflexion der liturgischen Sprache jenseits der Predigt zu intensivieren, hat mit der hohen Bedeutung zu tun, die dem gottesdienstlichen Leben im Zusammenhang mit der Inszenierung und Präsenz von Kirche in der Öffentlichkeit zukommt. Welches Bild sich Menschen von der Kirche machen, hängt maßgeblich davon ab, wie sie die Inszenierung von Kirche in Gottesdiensten erleben. Dieses gottesdienstliche Erleben ist keineswegs nur davon geprägt, wie die Predigt wahrgenommen wird, sondern davon, wie der Gottesdienst gleichsam als Gesamtkunstwerk bei den Menschen ankommt. Es dürfte selbstredend sein, dass die zahlreichen sprachlichen Liturgieelemente jenseits der Predigt dabei eine wichtige Rolle spielen.

---

12 Alexander Deeg, *Zwischen Kunst und Bildung, Regression und Progression. Die Spannung von Predigtsprache und liturgischer Sprache*, in: Michael Meyer-Blanck (Hrsg.), *Die Sprache der Liturgie*, Leipzig 2012, 101; zu dem hier hervorgehobenen Gottesdienstverständnis der Torgauer Formel vgl. WA 49, 588.

Nicht selbstredend mag dagegen die hier aufgestellte These sein, dass ausgerechnet das gottesdienstliche Leben für die Wahrnehmung von Kirche in Öffentlichkeit und Gesellschaft so wichtig sein soll. Gerade der Blick auf den agendarischen Sonntagsgottesdienst mit seinen meist niedrigen Besucherzahlen spricht zunächst gegen diese These und führt im Zusammenhang mit Beurteilungen über das gottesdienstliche Leben häufig zu Krisendiagnosen. Das Problem ist dabei, dass die in Bezug auf den Sonntagsgottesdienst artikulierten Krisendiagnosen oftmals undifferenziert und pauschal auf das gottesdienstliche Leben insgesamt übertragen werden. Aus den niedrigen Besucherzahlen der ganz normalen Sonntagsgottesdienste wird dann häufig auch noch auf einen weitreichenden Relevanzverlust der Kirche für die Gesellschaft geschlossen. Die Vertreterinnen und Vertreter einfacher Säkularisierungshypothesen ziehen die niedrigen Besucherzahlen als Beleg für das voranschreitende<sup>13</sup> und bald schon völlige Verschwinden kirchlicher Religiosität heran.

Die letzte Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung hat gegenüber solchen Sichtweisen und Deutungen einen irritierenden Befund in die Wahrnehmung des gottesdienstlichen Lebens eingespielt. In Bezug auf die subjektive Selbsteinschätzung des Gottesdienstbesuches kam die Umfrage zu dem Ergebnis, dass viel mehr Befragte angeben, regelmäßig einen Gottesdienst zu besuchen, als dies zum Beispiel die zwei bis vier Prozent, die die offizielle Statistik für den Sonntagsgottesdienst ermittelt, vermuten lassen. Auch bei Fragen zum Besuch von Gottesdiensten an besonderen kirchlichen Feiertagen und kirchenjahreszeitlichen Festen lagen

---

13 Vgl. zum Beispiel Detlef Pollack/Gert Pickel/Anja Christof, Kirchenbindung und Religiosität im Zeitverlauf, in: Bedford-Strohm/Jung (Anm. 1), (187–207) 196–201.

die Werte deutlich höher als in kirchenoffiziell ermittelten Statistiken oder auch im Vergleich mit der alltagsbasierten Wahrnehmung kirchlicher Praktikerinnen und Praktiker.<sup>14</sup>

Es waren im Wesentlichen drei Erklärungsversuche, mittels derer versucht wurde, die vermeintliche Diskrepanz zwischen faktischen Besucherzahlen und der subjektiven Selbsteinschätzung der KMU-Befragten zu deuten. Der erste Erklärungsversuch ging davon aus, dass die Befragten hinsichtlich der Wahrnehmung ihrer eigenen Gottesdienstbesuchspraxis einem umfragetechnischen Mechanismus »sozialer Erwünschtheit«<sup>15</sup> folgten, das heißt, faktisch unkorrekte Angaben machten. Der zweite Erklärungsversuch zog in Erwägung, dass die Befragten den Gottesdienstbesuch nicht mehr nur mit dem Besuch des sonntäglichen Gottesdienstes verbinden, sondern eine Vielzahl gottesdienstlicher Veranstaltungen – vor allem im Kasualbereich und im Bereich der Kirchenjahresfeste – vor Augen haben. Der dritte Erklärungsversuch nahm schließlich ganz Abstand von der Frage, welche Gottesdienste die Befragten denn nun tatsächlich besuchten, und interpretierte die hohen Umfragewerte ganz generell als Ausdruck einer weitreichenden, ganz generellen Parteinahme der Befragten für den Gottesdienst.<sup>16</sup>

Für eine wissenschaftlich solide Interpretation der Befunde scheidet der erste Deutungsversuch aus. Wer so an die Deutung empirischer Daten herangeht, kann letztlich nur die Befunde gelten lassen, die den eigenen Interessen und Erwartungen entsprechen. Dazu bedarf es keiner kostspieligen Umfragen.

---

14 Vgl. Hermelink u. a. (Anm. 1), 97.

15 Pollack u. a. (Anm. 13), 196 f.

16 Vgl. Hermelink u. a. (Anm. 1), 98–100.

Der zweite und der dritte Erklärungsversuch sind demgegenüber tragfähiger und gut plausibilisierbar. So ist tatsächlich davon auszugehen, dass die Befragten nach einer jahrzehntelangen Pluralisierung und Ausdifferenzierung des gottesdienstlichen Lebens nicht mehr nur den Sonntagsgottesdienst vor Augen haben, sondern den Gottesdienst im Plural. Außerdem ist es sehr gut möglich, dass viele Befragte die Teilnahme an der Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung genutzt haben, um wirklich so etwas wie eine Parteinahme für den Gottesdienst zum Ausdruck zu bringen. Die Tragfähigkeit dieser Deutung wird durch die in der Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung gestellte Frage nach den Erwartungen, die die Befragten gegenüber der evangelischen Kirche haben, bekräftigt. Neben Erwartungen in Bezug auf diakonisches Engagement und eine wertevermittelnde Funktion der Kirche steht die Erwartung, die Kirche solle Gottesdienste feiern, mit deutlichem Abstand vor anderen Erwartungen, die der Kirche entgegengebracht werden können.<sup>17</sup>

Betrachtet man das Gottesdienstthema unter den letztgenannten Prämissen, nämlich einer Gottesdienstteilnahmepraxis, die sich auf das gesamte Angebot gottesdienstlicher Veranstaltungen bezieht, und einer grundsätzlich sehr hoch angesiedelten Erwartung der Menschen in Bezug auf gottesdienstliche Aktivitäten der Kirche, dann erweist sich das vorherrschende Krisennarrativ in Sachen Gottesdienst als unangemessen. Stattdessen ist davon auszugehen, dass dem Thema Gottesdienst bei sehr vielen Menschen ein hoher symbolischer Stellenwert eignet. Zugespitzt formuliert lautet die dahinterstehende Logik: Kirche ist da, wo Gottesdienste gefeiert werden. Damit ist das gottesdienstliche Le-

---

17 Vgl. Gerald Kretschmar, Kirchenbindung – Konturen aus der Sicht der Mitglieder, in: Bedford-Strohm / Jung (Anm. 1), (208–218) 213 f.

ben der Kirche bereits auf der ideellen Ebene ein wichtiges bindungsrelevantes Thema. Allerdings ist die faktische Relevanz des Gottesdienstthemas mit dem Verweis auf dessen ideelle Bedeutung noch keineswegs hinreichend beschrieben. Stattdessen findet in der Summe gesehen viel häufiger als gemeinhin angenommen ein Übergang von der ideellen auf eine teilnahmeförmige Bindungsebene statt. Die plural und differenziert verfasste Struktur des gottesdienstlichen Lebens führt dazu, dass Menschen ihren je eigenen bindungsrelevanten Logiken folgend die ihren aktuellen Bedürfnissen und Lebenssituationen entsprechenden Gottesdienste besuchen. Folgt man diesen Grundannahmen, dann ist das gottesdienstliche Leben der Kirche sowohl ein Ort für die gesellschaftliche Inszenierung und Wahrnehmung von Kirche wie auch der Pflege individueller Religiosität.<sup>18</sup>

### **3. Skizze der Forschungslage**

Die folgende Skizze zur Forschungslage in Bezug auf die Sprache der Liturgie erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Da die Aufgabe dieses Abschnitts darin besteht, die Motivation zu der im vorliegenden Band dokumentierten Studie zur liturgischen Sprache transparent zu machen und die daraus resultierende Leitfrage dieses Bandes zu plausibilisieren, wird der Fachdiskurs nur insoweit aufgegriffen, als es für diesen Zweck erforderlich ist. Das Aufzeigen sogenannter großer Linien und eine exemplarische Vorgehensweise resultieren daraus.

---

<sup>18</sup> Vgl. ebd., 214–217.

### 3.1 Katholischer Kontext

Wer sich auf die Suche nach theologischer wissenschaftlicher Literatur zur liturgischen Sprache macht, wird die Erfahrung machen, dass sie oder er erst einmal auf Publikationen aus dem katholischen Kontext stoßen wird. Publikationen protestantischer Provenienz finden sich dagegen erst einmal kaum oder gar nicht. Schon beim ersten Blick in die Publikationen aus dem katholischen Kontext wird der Grund für die erhöhte Aufmerksamkeit in Sachen liturgischer Sprache erkennbar. Er besteht in einer der zentralen Neuerungen des Zweiten Vatikanischen Konzils, nämlich der weltweiten Einführung der jeweiligen Landessprache als liturgischer Sprache der katholischen Messe. In der im Jahr 1963 veröffentlichten Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanums hieß es dazu: »Bei dieser Erneuerung sollen Texte und Riten so geordnet werden, dass sie das Heilige, dem sie als Zeichen dienen, deutlicher zum Ausdruck bringen, und so, dass das christliche Volk sie möglichst leicht erfassen und in voller, tätiger und gemeinschaftlicher Teilnahme mitfeiern kann.«<sup>19</sup> So griffig und theologisch geboten diese Zielsetzung auf den ersten Blick erscheinen mag, so anspruchsvoll erweist sie sich auf den zweiten Blick. Schließlich resultiert aus der Liturgiekonstitution als erste Aufgabe, für jede Sprache dieser Erde Übersetzungen der liturgischen Texte zu formulieren, die das von den Texten bezeichnete Heilige genauso formulieren wie der lateinische Ursprungstext. Und das, so die zweite Aufgabe, in einer von den Gottesdienstfeiernden möglichst leicht erfassbaren Form. Schließlich, so die dritte

---

19 Zitat aus Gunda Brüske, »Kein verkleinertes Latein«. Sinn und Grenze sakraler Sprache in volkssprachlicher Liturgie, in: *HfD* 59 (2005), (62–72) 62.

Aufgabe, sollen die liturgischen Texte gemeinschaftsstiftend sein. Dass sich aus diesen Aufgabenstellungen für jede beliebige Sprache der Welt eine Vielzahl an philologischen Herausforderungen ergeben, die intensive Diskurse oder auch Kontroversen nach sich ziehen, dürfte auf der Hand liegen. Angesichts dieser Sachlage überrascht es kaum, dass bereits 1969 eigens eine Übersetzerinstruktion herausgegeben werden musste. Aber auch in den folgenden Jahren blieben Herausforderungen und Fragen im Raum stehen, was unter anderem dazu führte, dass die Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung mit der Instruktion ›Liturgiam authenticam‹ im Jahr 2001 Kriterien zur Qualitätssicherung von Übersetzungen formulierte.<sup>20</sup> Eine öffentlich intensiv wahrgenommene Thematisierung der liturgischen Sprache erfolgte im Jahr 2007 im Rahmen der durch Papst Benedikt XVI. vorgenommenen neuerlichen Würdigung des Lateinischen als liturgischer Sprache.<sup>21</sup> Gegebenenfalls lässt sich in der Initiative des ehemaligen Papstes der Standpunkt erkennen, dass die mit der liturgischen Verwendung der Landessprachen einhergehenden Probleme und Herausforderungen letztlich so groß sind, dass es in bestimmten Fällen zumindest bedenkenswert ist, wieder auf das Lateinische zurückzugreifen. Aber das ist nur eine vorläufige Hypothese, die der weiteren Prüfung bedürfte.

Versucht man die Kontur des katholischen Diskurses zur liturgischen Sprache grob zu umreißen, dann ergibt sich das Bild eines mittlerweile verstetigten Prozesses, in dem es darum geht, die mit der Einführung der jeweiligen Landessprache als liturgischer Sprache durch das Zweite Vatika-

---

20 Vgl. ebd., 62 f.

21 Vgl. das apostolische Schreiben *Sacramentum caritatis* vom 22. Februar 2007.

num verbundenen Herausforderungen immer wieder neu zu bedenken und für die je aktuelle Situation passende Formen der Umsetzung zu finden. Die Fragen, wie das Heilige, das Mysterium, das in der Messe zelebriert wird, angemessen vermittelt wird und was auf dieser Basis die besonderen Charakteristika liturgischer Sprache sein sollten, stehen dabei im Vordergrund.<sup>22</sup> Der katholische Diskurs zur liturgischen Sprache spricht eine Vielzahl von Aspekten an, die in einer künftig wünschenswerterweise zu intensivierenden Reflexion über liturgische Sprache im protestantischen Bereich interessante Anregungen bieten könnten.

### 3.2 Evangelischer Kontext

Evangelischerseits spielt die Reflexion der liturgischen Sprache eine im Vergleich zur katholischen Kirche ungleich geringere Rolle. Ein erster Grund dafür dürfte in der Tatsache bestehen, dass seit der Reformation Deutsch die Liturgiesprache ist. Aufgrund einer nun schon fast fünfhundertjährigen Verwendung des Deutschen als Liturgiesprache scheint vordergründig kein Bedarf an einer eingehenden

---

22 Zur Erschließung des katholischen Diskurses über liturgische Sprache seien exemplarisch folgende Publikationen genannt: Gunda Brüske, Anm. 19; Dies., Was ist liturgische Sprache?, in: *BiLi* 76 (2003), 231–236; Dies., »Du bist der Schrei, der die Ruhe stört.« Anmerkungen zur Sprache der Liturgie, in: *ThPQ* 162 (2014), 40–48; Bert Groen, Die Volkssprache in der Liturgie: Chancen und Probleme, in: *JLO* 21 (2005), 105–128; Ders., Überlegungen zur Sprache in den liturgischen Büchern, in: *HID* 68 (2014), 257–265; Benedikt Kranemann / Stephan Wahle (Hrsg.), »... Ohren der Barmherzigkeit«. Über angemessene Liturgiesprache, Freiburg 2011; einen evangelischen Zugang zum katholischen Diskurs über liturgische Sprache bieten Alexander Deeg / David Plüss, *Liturgik (Lehrbuch Praktische Theologie 5)*, Gütersloh 2021, 505 f.

Reflexion der liturgischen Sprache zu bestehen. Sowohl der Gebrauch der liturgischen Sprache in der gottesdienstlichen Praxis als auch die kontinuierliche Weiterarbeit an liturgischen Texten im Zuge der Agendenarbeit sind eingespielt und routinisiert. Einen nennenswerten Niederschlag des Themas in der Fachliteratur, womöglich sogar in Form kontroverser Debatten, gibt es daher nicht. Ein zweiter Grund für die im Vergleich mit den katholischen Aktivitäten deutlich geringere Aufmerksamkeit für das Thema kann auch in Unterschieden des theologischen Verständnisses der liturgischen Sprache gesehen werden. So versteht die Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanums die liturgische Sprache als etwas Sakrales, das nicht mehr und nicht weniger als das Heilige bezeichnet. Damit wird eine theologische Bestimmung der liturgischen Sprache vorgenommen, die ihr einen äußerst prominenten theologischen Status verleiht und sie zu einem wichtigen theologischen Reflexionsgegenstand macht. Nicht, dass die liturgische Sprache im evangelischen Kontext theologisch unbedeutend wäre, aber als so etwas wie ein Medium zur Bezeichnung des Heiligen wird sie hier nicht verstanden. Entsprechend geringer und – vordergründig gesehen – weniger erforderlich ist ihre Reflexion. Bei der Predigt, und das ist der dritte Grund für die geringe Aufmerksamkeit in Bezug auf die liturgische Sprache im evangelischen Kontext, ist das natürlich anders. Sie kann als das Herzstück protestantischer Glaubenspraxis verstanden werden. Die einschlägigen Sätze der *Confessio Augustana* von 1530 legen das nahe – CA IV und CA V.<sup>23</sup> Auch wenn,

---

23 Solchen Glauben, »dass Christus für uns gelitten habe und dass uns um seinen willen die Sunde vergeben, Gerechtigkeit und ewiges Leben geschenkt wird« (CA IV), solchen Glauben »zu erlangen, hat Gott das Predigtamt eingesetzt, Evangelium und Sakrament gegeben, dadurch er als durch Mittel den heiligen Geist gibt, welcher den Glauben wo und wenn er

wie oben bereits erläutert, die Reformatoren wohl nicht nur die Predigt, sondern den Gottesdienst als Ganzen als Raum begriffen haben, in dem sich die Verkündigung des Wortes ereignet, hat die Exponierung der Predigt in einem reformatorischen Zentraldokument wie der CA in Bezug auf wissenschaftliche Reflexionsaktivitäten eine deutliche Aufmerksamkeitslenkung zugunsten der Predigt und zuungunsten der liturgischen Sprache zur Folge.

All das heißt natürlich nicht, dass die liturgische Sprache im evangelischen Kontext als Reflexionsgegenstand gar keine Rolle spielen würde. Ein exemplarischer Blick auf neuere gottesdiensttheoretische Literatur zeigt, dass das durchaus der Fall ist. Das allerdings auf eine spezifische Weise. Richtet man den Blick auf einschlägige Lehrbücher, dann ist es, wie die bisherigen Ausführungen zur Forschungslage auch nahelegen dürften, keine Überraschung, dass ein wichtiger nach dem Jahr 2000 erschienener Artikel zur liturgischen Sprache in einem ›evangelischen‹ Handbuch von einer katholischen Theologin stammt. Es handelt sich um den Beitrag der Liturgiewissenschaftlerin Teresa Berger in der dritten Auflage des Handbuchs der Liturgik.<sup>24</sup> Der Beitrag befasst sich mit der liturgischen Sprache in historischer, theologischer und kommunikationstheoretisch-praxisorientierter Perspektive. Ein umfassendes Kapitel zur liturgischen Sprache bietet Karl-Heinrich Bieritz unter der Kapitelüberschrift ›Worte‹ in

---

will, in denen, so das Evangelium hören, wirkt, welches da lehret, dass wir durch Christus Verdienst, nicht durch unser Verdienst, ein gnädigen Gott haben, so wir solchs glauben« (CA V).

24 Teresa Berger, Die Sprache der Liturgie, in: Hans-Christoph Schmidt-Laubler / Michael Meyer-Blanck / Karl-Heinrich Bieritz (Hrsg.), Handbuch der Liturgik. Liturgiewissenschaft in Theologie und Praxis der Kirche, Göttingen 2003, 798–806.

seinem 2004 erschienenen Lehrbuch der Liturgik.<sup>25</sup> Bieritz präsentiert hier eine Fülle grundlegender Informationen zur liturgischen Sprache, wobei er klare Schwerpunkte auf theologisch-gottesdiensttheoretische sowie sprach- und kommunikationstheoretische Aspekte legt. Auch das jüngst erschienene Lehrbuch von Alexander Deeg und David Plüss enthält ein Kapitel zur Sprache im Gottesdienst.<sup>26</sup> Deeg und Plüss präsentieren zur liturgischen Sprache theologische Grundsatzüberlegungen, sprach- und kommunikationstheoretische Reflexionen, Einblicke in den katholischen und den jüdischen Diskurs sowie praxisorientierende Impulse. Auch wenn sich die bisher genannten Lehrbücher mit dem Phänomen der liturgischen Sprache befassen, ist das längst keine Selbstverständlichkeit. So kommt beispielsweise ein ebenfalls erst kürzlich publiziertes Lehrbuch, nämlich die Liturgik von Jörg Neijenhuis, ohne ein eigenes Kapitel zur liturgischen Sprache aus.<sup>27</sup>

Neben dem Feld der Lehrbücher gibt es auch Publikationen, die sich mit ausgewählten liturgischen Stücken oder Sprachformen befassen und auf diese Weise Phänomene der liturgischen Sprache reflektieren. Hier ließe sich eine Reihe Publikationen nennen, von denen an dieser Stelle aus der Reihe neuerer Publikationen allerdings nur exemplarisch auf Michael Meyer-Blancks große Studie zum Gebet hingewiesen werden soll.<sup>28</sup>

Auf der Ebene von Tagungen und daraus erwachsenen Publikationen kann das dritte Bugenhagen-Symposium, das im Jahr 2011 in Braunschweig stattfand, als die in den zurückliegenden Jahrzehnten erste und bislang einzige Ver-

---

25 Karl-Heinrich Bieritz, *Liturgik*, Berlin 2004, 242–273.

26 Deeg / Plüss (Anm. 22), 490–510.

27 Jörg Neijenhuis, *Liturgik*, Stuttgart 2020.

28 Michael Meyer-Blanck, *Das Gebet*, Tübingen 2019.

anstellung angesehen werden, die sich ganz explizit unter dem Titel ›Die Sprache der Liturgie‹ mit dem Phänomen der liturgischen Sprache befasst hat. Die auf dieser Veranstaltung präsentierten Beiträge befassen sich mit theologischen, gottesdiensttheoretischen, sozialwissenschaftlichen sowie auch wieder sprach- und kommunikationstheoretischen Detailreflexionen liturgischer Sprache. Außerdem werden Impulse für die liturgische Praxis geboten.<sup>29</sup>

Eine letzte Perspektive, die zur Beschreibung der Forschungslage zur liturgischen Sprache im evangelischen Kontext berücksichtigt werden sollte, ist das Feld praxisorientierter kirchlich verantworteter Aktivitäten, die sich die Qualitätssteigerung kirchlicher Praktiken und Handlungsfelder zum Ziel gesetzt haben. In Bezug auf die gottesdienstliche Praxis ist in diesem Zusammenhang die Arbeit des EKD-Zentrums für Qualitätsentwicklung im Gottesdienst zu nennen, das unter Leitung von Folkert Fendler von 2009 bis 2017 im Hildesheimer Michaeliskloster seinen Sitz hatte. Nach der Schließung des Hildesheimer Zentrums wurden wesentliche Erkenntnisse und Ergebnisse der Arbeit des Zentrums in dem »Handbuch Gottesdienstqualität« zusammengetragen.<sup>30</sup> Der Blick auf den Gottesdienst aus der Perspektive der Qualitätsentwicklung ist dahingehend interessant, dass er neben anderen Effekten nicht zuletzt auf die Verbesserung von Kommunikations- und Organisationsstrukturen zielt.<sup>31</sup> Wie auch immer man zum Übertrag betriebswirtschaftlicher Theorien und Kategorien stehen mag, die Qualitätsperspektive rückt mit ihrem spezifischen Zu-

29 Vgl. Michael Meyer-Blanck (Hrsg.), *Die Sprache der Liturgie*, Leipzig 2012.

30 Folkert Fendler/Christian Binder/Hilmar Gattwinkel (Hrsg.), *Handbuch Gottesdienstqualität*, Leipzig 2017.

31 Vgl. Folkert Fendler, *Qualitätsentwicklung im Gottesdienst*, in: Ders. u. a. (Anm. 30), 17.

gang zu Phänomenen und Strukturen das gesamte Feld der Akteurinnen und Akteure in den Fokus, die mit dem jeweiligen Sachverhalt zu tun haben. Für den Fall des Gottesdienstes heißt das, dass hier nicht nur nach so etwas wie agenda-rischen Vorgaben, Traditionen, Riten und so weiter gefragt wird, sondern auch danach, wie all das von möglichen Rezipientinnen und Rezipienten, das heißt Gottesdienstbesucherinnen und -besuchern, wahrgenommen und qualitativ eingeschätzt wird. Es geht also um die gottesdienstliche Kommunikationssituation in all ihrer Komplexität.

Doch zurück zur liturgischen Sprache: Vor dem Hintergrund des spezifischen qualitätsorientierten Zugangs des Zentrums für Qualitätsentwicklung im Gottesdienst fällt auf, dass sie im Handbuch Gottesdienstqualität nicht eigens thematisiert wird. In der Reihe der sogenannten Qualitätsfelder des Gottesdienstes werden dagegen folgende Aspekte genannt: Musik<sup>32</sup>, Predigt<sup>33</sup>, Öffentlichkeitsarbeit<sup>34</sup> sowie Baustil und Raumästhetik<sup>35</sup>. Warum hier abgesehen von der Predigt alle weiteren sprachlichen Elemente des Gottesdienstes nicht berücksichtigt werden, kann vielerlei Gründe haben und muss an dieser Stelle nicht näher bedacht werden. In Bezug auf die Frage nach dem Stand der Forschung zum Thema liturgische Sprache ist die geschilderte Beobach-

---

32 Vgl. Jochen Kaiser, Musik im Gottesdienst – Qualität, in: Fendler u.a. (Anm. 30), 89–100; Folkert Fendler, Musik im Gottesdienst – Spannungspole wahrnehmen und gestalten. Arbeitskreis Musik im Michaeliskloster, in: Ders. u.a. (Anm. 30), 101–113.

33 Vgl. Kathrin Oxen, »Das war eine gute Predigt!« – Zur Qualität der Kanzelrede, in: Fendler u.a. (Anm. 30), 114–122.

34 Vgl. Hilmar Gattwinkel, Öffentlichkeitsarbeit, in: Fendler u.a. (Anm. 30), 123–128.

35 Vgl. Hans-Jürgen Kutzner, Baustil und Raumästhetik, in: Fendler u.a. (Anm. 30), 129–141.

tung jedoch dahingehend interessant, dass sie einmal mehr die Einschätzung stützt, dass die liturgische Sprache im Kontext der evangelischen Kirche und Theologie bislang nichts ist, das in der Reihe prominenter Reflexionsgegenstände vorfindbar wäre.

Fasst man die skizzenhafte Sichtung zur Forschungslage über liturgische Sprache im evangelischen Kontext zusammen, kann allenfalls von einer mäßigen Intensität im Modus grundständiger Beflissenheit gesprochen werden. Das Attribut mäßig umschreibt dabei die Tatsache, dass die liturgische Sprache dafür, dass der evangelische Gottesdienst zu Recht maßgeblich als Sprachereignis<sup>36</sup> beschrieben werden kann, etwa im Vergleich zum Phänomen Predigt deutlich seltener Gegenstand wissenschaftlicher Reflexionen ist. Auf die Orte und Gelegenheiten, wo sich solche Reflexionen finden, bezieht sich das Attribut der grundständigen Beflissenheit. Damit soll zum Ausdruck gebracht werden, dass die liturgische Sprache dort, wo sie thematisiert wird, sachgemäß stets als komplexes Phänomen behandelt wird, das dementsprechend nur multiperspektivisch, das heißt in einer Kombination einer ganzen Reihe von Theorie- und Reflexionsbezügen wahrgenommen werden kann. Zu diesem Zweck werden in den einschlägigen Publikationen zahlreiche Zugänge fruchtbar gemacht.

#### 4. Die Forschungsfrage

Oben wurden zwei Gründe für eine eingehende Reflexion der liturgischen Sprache genannt. Erstens ereignet sich die gottesdienstliche Verkündigung des Evangeliums als wech-

---

36 Vgl. Bieritz (Anm. 25), 242–246.

selbstiges Kommunikationsgeschehen zwischen Gott und den Menschen nicht nur im Rahmen der Predigt, sondern während des gesamten Gottesdienstes. Wer wissen und verstehen möchte, was dieses komplexe Kommunikationsgeschehen ausmacht, muss sich – wenn es um den Aspekt der Sprache geht – folglich nicht nur mit dem Sprachphänomen Predigt, sondern auch mit allen weiteren sprachlichen Elementen des Gottesdienstes befassen.

Zweitens sprechen gute Gründe dafür, dass die Art und Weise, wie sich die Kirche mit ihrem gottesdienstlichen Leben in der Öffentlichkeit präsentiert, von herausragender Bedeutung für das in der Gesellschaft vorherrschende Bild von Kirche ist. Auf der gesellschaftlichen Ebene, aber auch in der Wahrnehmung durch die Individuen inszeniert sich die Kirche maßgeblich durch die in ihr gefeierten Gottesdienste. Auch vor diesem Hintergrund ist es wichtig, Reflexionen über das Phänomen Gottesdienst nicht nur auf ein bestimmtes gottesdienstliches Element wie die Predigt zu beziehen, sondern auch alle anderen Bestandteile eines Gottesdienstes zu berücksichtigen. Auf der sprachlichen Ebene sind das dann auch alle weiteren sprachlichen Elemente jenseits der Predigt.

Das Ergebnis, das die skizzenartige Sichtung der Forschungslage erbracht hat, nämlich das einer mäßigen Intensität von Forschungsaktivitäten im Modus grundständiger Beflissenheit, markiert angesichts der hohen Bedeutung, die Gottesdienste als Gesamtphänomen – und eben nicht nur reduziert auf die Predigt – für die Verkündigung des Evangeliums und die gesellschaftliche Wahrnehmung von Kirche spielen, ein Desiderat.

An dieser Stelle liegt die Motivation für die Publikation des vorliegenden Bandes und die Durchführung des Forschungsprojektes, das dieser Publikation zugrunde liegt.

Macht man sich die Sichtweise zu eigen, dass Gottesdienste eine wesentliche, gegebenenfalls sogar die zentrale Funktion im Rahmen der kirchlich verantworteten religiösen Kommunikation in der Gesellschaft erfüllen, dann ist es nicht hinreichend, wenn die liturgische Sprache jenseits der Predigt unter historischen, theologisch-dogmatischen und eher deduktiv angelegten sprach- und kommunikationstheoretischen Perspektiven zum Thema wird. Und das auch nur gelegentlich. Der motivierende Maßstab für das hier dokumentierte Projekt liegt daher im homiletischen Bereich.

Maßgeblich initiiert und nachhaltig verstetigt durch Ernst Lange – schon Ende der 1960er Jahre – stellt der Großteil homiletischer Studien, Theorien und Praxismodelle seit nun schon fünf Jahrzehnten die Frage in den Raum, wie biblische Texte und kirchliche Traditionen einerseits und die Situation der Hörerinnen und Hörer in lebensweltlicher und existenzieller Perspektive andererseits miteinander versprochen werden können.<sup>37</sup> Letztlich geht es im homiletischen Diskurs um die große Frage, was eigentlich passiert, wenn biblische Texte, kirchliche Traditionen und die alltägliche Lebenswelt der Menschen aufeinandertreffen: Steht sich all das fremd und beziehungslos gegenüber? Wenn ja: Wo liegen Berührungs- und Anknüpfungspunkte? Wenn nein: Wie

---

37 Auch wenn es im praktisch-theologischen Diskurs schon so etwas wie einen kanonischen Status hat, soll in Bezug auf die für Ernst Lange so wichtige Aufwertung der Hörerperspektive das folgende Zitat wiedergegeben werden: »Entscheidend ist [...], daß jede Kommunikationsbemühung der Kirche durch eine bestimmte Hörsituation herausgefordert ist, die eben durch diese Herausforderung, die sie enthält, für die Kirche zur homiletischen Situation wird, und daß es die eigentliche Aufgabe der predigenden Kirche ist, nicht Texte zünftig auszulegen, sondern diese Situation zu klären dadurch, daß sie die Relevanz der christlichen Überlieferung für diese Situation und in ihr verständlich macht und bezeugt« (Lange [Anm. 2], 24).

können biblische Texte und Inhalte, kirchliche Traditionen und das Leben der Menschen aufeinander bezogen werden? Wie kann das so gelingen, dass Menschen nach dem Hören einer Predigt sagen: »Das war interessant«, »Darüber muss ich nachdenken«, »Was ich gehört habe, hilft mir weiter« oder »Das hat mir gutgetan und Kraft gegeben«? Bei aller Sorgfalt, die den vorhandenen Reflexionen über die liturgische Sprache zugrunde liegt, muss doch konstatiert werden, dass für die liturgische Sprache jenseits der Predigt die lebensweltliche Perspektive, die für die Homiletik so zentral ist, nicht hinreichend bedacht wird.

Um nicht falsch verstanden zu werden: Der motivierende Impuls, den unser Forschungsprojekt dem homiletischen Diskurs entnimmt, soll nicht zu der Leitfrage führen, wie die liturgische Sprache jenseits der Predigt gleichsam homiletisiert und zu so etwas wie einer Fortführung der Predigt werden könnte. Nein, aus dem homiletischen Diskurs übernimmt das im Folgenden dokumentierte Projekt zunächst einmal nur das intensive Interesse daran zu erfahren, wie die Gottesdienstbesucherinnen und -besucher die liturgische Sprache jenseits der Predigt wahrnehmen und empfinden. Was passiert, wenn liturgische Sprache auf Hörerinnen und Hörer trifft? Was ist fremd? Was ist vertraut? Was könnte Vertrautheit schaffen? Gibt es markante Punkte der Abgrenzung oder des Einstimmens? Wo liegen die Ursachen dafür? Wie steht es um Möglichkeiten der individuellen Teilhabe am liturgischen Geschehen? Mit Fragen wie diesen lässt sich die Forschungsfrage, die dieser Studie zur liturgischen Sprache zugrunde liegt, umreißen.

## 5. Methodik des Projekts

### 5.1 Explorativer Zugang

Bei dem hier dokumentierten Forschungsprojekt handelt es sich um eine explorative Studie.<sup>38</sup> Die Entscheidung, eine explorative Studie durchzuführen, verdankt sich dem oben geschilderten Stand der Forschungslage und der leitenden Forschungsfrage. Wie bereits herausgestellt, handelt es sich bei der Erforschung der liturgischen Sprache unter Berücksichtigung der Hörerinnen- und Hörerperspektive um ein Desiderat. Damit ist es nicht möglich, in vertiefender Weise auf bereits existierende Studien aufzubauen. Vor diesem Hintergrund ist die hier dokumentierte Studie als Auftakt eines Forschungsprozesses zu sehen, so dass sie im Wesentlichen einem möglichst ertragreichen Zugang zum Forschungsgegenstand und der Generierung signifikanter Problem- und Frageperspektiven dient, die in weiteren theorie- und praxisbezogenen Reflexionsaktivitäten herangezogen werden können.

Um mit der Studie methodisch ein möglichst hohes exploratives Potenzial zu verbinden, wurden in Bezug auf den konkreten Untersuchungsgegenstand und den empirisch-analytischen Zugang zu diesem zwei Entscheidungen getroffen, die im Folgenden erläutert werden.

### 5.2 Der Untersuchungsgegenstand

Was den Untersuchungsgegenstand betrifft, rekurriert die Studie auf einen Gottesdienst, der am 12. Januar 2020, dem

---

<sup>38</sup> Vgl. Heiner Meulemann, Explorationsstudie, in: Günter Endruweit / Gisela Trommsdorff (Hrsg.), Wörterbuch der Soziologie, Stuttgart 2002, 143 f.

ersten Sonntag nach Epiphania, um zehn Uhr unter der Leitung von Pfarrer Dr. Johannes Block in der Wittenberger Stadtkirche gefeiert wurde. Bei dem Gottesdienst handelt es sich um einen regulären Gemeindegottesdienst, der agendarisch dem Formular einer lutherischen Messe folgte. Mit der Wahl eines regulären Gemeindegottesdienstes, das heißt eines Gottesdienstes ohne jeden kasuellen Charakter, verband sich das Ziel, einen Gottesdienst näher zu betrachten, wie er landauf, landab so – oder fast genau so – gefeiert wird. Auf das Format der lutherischen Messe fiel die Wahl aufgrund des hier interessierenden Forschungsgegenstandes, nämlich die liturgische Sprache. So umfasst die lutherische Messe im Vergleich zu den am oberdeutschen Predigtgottesdienst orientierten Gottesdienstformaten eine ungleich größere Zahl sprachlicher liturgischer Elemente jenseits der Predigt. Und genau um diese sprachlichen Elemente jenseits der Predigt geht es ja bei dieser Studie.

Man könnte nun einwenden, dass ein Gottesdienst in der Wittenberger Stadtkirche nie ein ›ganz normaler‹ Gottesdienst sein kann. Schließlich handelt es sich um einen reformationshistorisch hoch aufgeladenen Ort. Außerdem, das ist eine Folge davon, ist der Gottesdienstraum durch die dort präsentierten Cranach-Gemälde kunsthistorisch und ästhetisch sehr exponiert. Die historischen sowie die ästhetisch-künstlerischen Besonderheiten der Wittenberger Stadtkirche haben zur Folge, dass die Kirche in touristischer Hinsicht attraktiv und Ziel zahlreicher Besuchergruppen ist. Diese nehmen mitunter auch am Gottesdienst am Sonntagmorgen teil. Auch in dem hier analysierten Gottesdienst waren Besuchergruppen anwesend.

Ausgehend vom Forschungsinteresse unserer Studie erweisen sich die genannten Einwände allerdings nicht als Hinderungsgrund, genau diesen Gottesdienst an genau

diesem Ort zur Grundlage der Studie zu machen. Dass gerade alte Kirchbauten historisch bedeutsam sind, trifft auf zahlreiche Kirchen zu. So wie Kirchen in Dörfern oder Kleinstädten den Menschen vor Ort nicht zuletzt aufgrund ihrer Geschichte und historischen Bedeutung auf lokaler Ebene wichtig sind, so ist es letztlich auch bei der Wittenberger Stadtkirche. Auch die Mitglieder der Wittenberger Stadtkirchengemeinde schätzen ihre Kirche aufgrund ihrer Geschichte – so, wie das andere Menschen an anderen Orten auch tun. Dass es sich bei der Wittenberger Stadtkirche um so etwas wie die reformatorische ›Urkirche‹ handelt, spielt für eine Untersuchung der liturgischen Sprache eines Gottesdienstes, der in dieser Kirche gefeiert wird,

keine Rolle.

Ähnlich kann man in Bezug auf den kunsthistorisch-ästhetischen Aspekt argumentieren. Natürlich sind die Cranach-Gemälde Kunstwerke von Weltrang. Aber für die Menschenvor Ort, die gegebenfalls regelmäßig in die Kirche kommen, gehören die Kunstwerke einfach selbstverständlich dazu. Wie in vielen anderen Kirchen, gibt es ein zentrales Altarbild und an den Seitenwänden des Altarraums weitere Bilder. Nun stammen die Bilder in Wittenberg eben von Lucas Cranach. In anderen Kirchen stammen die Kunstwerke von anderen Künstlerinnen und Künstlern. Wenn die in diesem Band präsentierten Expertenbeobachtungen zum Teil auf die Werke Cranachs rekurrieren, dann tun sie das nicht, weil es hier um Cranach geht, sondern weil es Interdependenzen zwischen dem Phänomen der liturgischen Sprache und anderen, die gottesdienstliche Kommunikationssituation konstituierenden Faktoren wie – zum Beispiel – den Kunstwerken im Altarraum gibt. Das wäre in jeder anderen Kirche, deren Altarraum vornehmlich mit Gemälden gestaltet ist, genauso.

Schließlich noch zu der Tatsache, dass in der Wittenberger Stadtkirche häufiger touristische Besucherinnen und Besucher anzutreffen sind. Auch hier könnte man natürlich vordergründig sagen, das ist keine Normalsituation. Schaut man sich das jedoch genauer an, dann bildet die Anwesenheit touristischer Besucherinnen und Besucher letztlich nur viel augenscheinlicher ab, was doch letztlich in jedem Gottesdienst gegeben ist, nämlich die plurale Verfasstheit der Gruppe der Gottesdienstfeiernden. Auch wenn der Kreis regelmäßiger Besucherinnen und Besucher eines agendarischen Normalgottesdienstes am Sonntagmorgen beispielsweise in einer Kleinstadt auf den ersten Blick als recht homogene Gruppe erscheinen mag, so sind auch solche Besuchergruppen de facto viel stärker durch das Moment der Pluralisierung charakterisiert als durch das der Homogenität. Schließlich befinden sich auch in einem solchen Gottesdienst in Bezug auf sozialstrukturelle Faktoren, aber auch in Bezug auf persönlichkeitspezifische Merkmale sowie auf religiöse Vorstellungen und Bedürfnisse ganz verschiedene Menschen. Weil man sich weitgehend kennt und der Gottesdienstbesuch in großen Stücken routinisiert erfolgt, heißt das jedoch nicht, dass die Gruppe in welcher Form auch immer homogen ist. De facto ist sie hoch plural verfasst. Im Wittenberger Gottesdienst tritt somit nur etwas explizit in Erscheinung, was letztlich allerorten genauso der Fall ist.

### **5.3 Der empirisch-analytische Zugang**

In Bezug auf den wissenschaftlichen Zugriff auf das Phänomen der liturgischen Sprache unter besonderer Berücksichtigung der Perspektive der Hörerinnen und Hörer wählt die Studie einen empirischen Zugang.

Ausgehend von dem, was oben bereits zum explorativen Charakter der Studie gesagt wurde, umfasst der empirische Zugang der Studie zwei Stufen. Die erste Stufe verfolgt das Ziel, eine möglichst große Zahl ganz unterschiedlicher Wahrnehmungen der im Gottesdienst verwendeten liturgischen Sprache zusammenzutragen. Zur Realisierung dieses Ziels wurde die bei explorativen Studien häufig verwendete Methode der Expertenbefragung gewählt.<sup>39</sup> Hierbei wird eine begrenzte Anzahl von Beobachterinnen und Beobachtern gebeten, ein spezifisches Phänomen genau wahrzunehmen und die Beobachtungen anschließend für die weitere Analyse zu artikulieren. Dabei erfolgt die Wahl der beobachtenden Expertinnen und Experten natürlich nicht willkürlich. Um möglichst unbefangene Beobachtungen zu erhalten, die bestenfalls Sachverhalte thematisieren, die jenseits kirchlich und praktisch-theologisch etablierter Wahrnehmungs- und Deutungsschneisen liegen, wurden bei der vorliegenden Studie Personen um Mitarbeit gebeten, bei denen davon ausgegangen werden konnte, dass sie im Sinne eines regelmäßigen und intensiven Engagements in kirchlichen Kontexten nicht gebunden sind und dadurch im Modus einer empirisch und heuristisch konstruktiven Distanz auf den Gottesdienst und dessen liturgische Sprache schauen können. Diese Distanz sollte sich auch in der Präformierung der Wahrnehmungsperspektive der Beobachterinnen und Beobachter niederschlagen. Fachlich sollten sie nicht aus einer kirchlich-theologischen Perspektive auf den Gottesdienst schauen, sondern aus diversen kulturwissenschaftlichen

---

39 Vgl. Berthold Vogel, »Wenn der Eisberg zu schmelzen beginnt ...«. Einige Reflexionen über den Stellenwert und die Probleme des Experteninterviews in der Praxis der empirischen Sozialforschung, in: Christian Brinkmann u. a. (Hrsg.), *Experteninterviews in der Arbeitsmarktforschung*, Bonn 1995, 73–83.

Perspektiven, die, so die Hoffnung im Vorfeld der Studie, dazu führen, dass Beobachtungen zutage gefördert werden, die in den vorhandenen Diskursen zur liturgischen Sprache noch nicht anzutreffen sind. Damit, dass nicht kirchlich gebundene Fachleute aus einer je eigenen professionspezifischen und wissenschaftlichen Fachperspektive auf den Gottesdienst und die liturgische Sprache schauen, wurde das Ziel verfolgt, die Beobachtungs- und Wahrnehmungsspielräume möglichst weit zu halten, die Artikulation der Beobachtungen dann jedoch schon in einem gewissen Maße theorieorientiert zu gestalten. Auf diese Weise sollte sichergestellt werden, dass die Beobachtungen so dokumentiert werden, dass sie Anschlussstellen an Theoriediskurse sowohl innerhalb von Theologie und Kirche als auch außerhalb bieten.

In der praktischen Durchführung sah die empirische Arbeit der außertheologischen Expertinnen und Experten so aus, dass sie in den Wochen vor dem Gottesdienst von den beiden Projektleitern über Thema, Ziel und Verfahrensweise der Studie informiert wurden. Bereits am Vortag des Gottesdienstes trafen sie sich mit den Projektleitern im Wittenberger Zentrum für evangelische Gottesdienst- und Predigtkultur zu einem vorbereitenden Workshop. Dieser Workshop diente dem persönlichen gegenseitigen Kennenlernen sowie detaillierter Klärungen zum Beobachtungsauftrag. Außerdem gab es eine Ortsbegehung der Wittenberger Stadtkirche, bei der Pfarrer Dr. Johannes Block durch die Kirche führte und über die Situation der Wittenberger Stadtkirchengemeinde berichtete. Im Mittelpunkt stand jedoch die Klärung des Beobachtungsauftrags. Wie schon gesagt, sollte eine möglichst weite, von etwaigen Studieninteressen möglichst unbeeinflusste Wahrnehmung erzielt werden. Um dennoch so etwas wie eine grobe Beobachtungslinie wenigstens benannt zu haben und die Expertinnen und Exper-

ten nicht in eine völlig offene Situation zu stellen, wurden einige Beobachtungsaspekte benannt. Dabei handelte es sich um folgende Leitfragen:

- Wie wurde der Gottesdienst ganz allgemein erlebt (noch ohne Fachperspektive, intuitiv)?
- Welche Resonanzen<sup>40</sup> wurden ausgelöst?
- Gab es besondere Stellen, an denen besondere Resonanzen (Gefühle, spontane Gedanken, Assoziationen) ausgelöst wurden?
- Gab es einzelne gottesdienstliche Stücke, die mich in Bezug auf meine biografischen Erfahrungen oder Alltagsfragen besonders angesprochen haben?
- Zu welchen Stücken des Gottesdienstes habe ich keinen Zugang gefunden? Woran könnte das gelegen haben?
- Beobachtungen aus meiner Fach-/Professionsperspektive?

Wohlgemerkt: Diese Leitfragen verstanden sich in keiner Weise als Muss im Sinne eines zwingend abzuarbeitenden Fragenkatalogs. Stattdessen sollten die Beteiligten am Ende völlig frei entscheiden, wie und was sie beobachten, wie sie ihren dokumentierenden Text zum Gottesdienst verfassen und was sie dort auf welche Weise thematisieren.

Bei den außertheologischen Beobachterinnen und Beobachtern handelt es sich um den Literaturwissenschaftler Christian Metz, die Schriftstellerin Kenah Cusanit, die Musiktheaterregisseurin Franziska Seeberg, die Kommunikations-

---

40 Der Begriff der Resonanz wird hier rein umgangssprachlich in dem Sinn verstanden, dass ein wie auch immer geartetes Erleben etwas in einem Menschen auslöst. Eine Verbindung zu dem von Hartmut Rosa (vgl. Hartmut Rosa, Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung, Berlin 2016) wissenschaftlich elaborierten Resonanzbegriff besteht nicht.

wissenschaftlerin Larissa Leonhard und den Rhetoriker Olaf Kramer. Samuel Lacher, der ebenfalls in der Liste der außertheologischen Experten geführt wird, ist zwar Theologe, zugleich ist er aber auch Rhetoriker. Diese Doppelqualifikation war dahingehend ertragreich, als dadurch instruktive Beobachtungen zum Wechselspiel zwischen der Predigt und der liturgischen Sprache jenseits der Predigt angestellt werden konnten.

Nach dem Besuch des Gottesdienstes am 12. Januar verfassten die genannten Expertinnen und Experten Texte, in denen sie ihre empirischen Beobachtungen dokumentierten. Dabei war es ihnen freigestellt, ob sie einen Text im wissenschaftlichen Stil schreiben oder eher essayistisch vorgehen. Entscheidend im Sinne der Zielsetzung der Studie war es, dass die Texte den Leserinnen und Lesern möglichst viele Beobachtungen zum Gottesdienst zugänglich machen.

Zu der ersten Stufe der empirischen Arbeit der Studie gehörte schließlich ein weiteres Treffen der außertheologischen Expertinnen und Experten am 3. Dezember 2020. Zu diesem Zeitpunkt lagen alle Texte vor, so dass nun die Gelegenheit bestand, in der Gruppe über alle in den Texten dokumentierten und interpretierten Befunde ins Gespräch zu kommen. Die Ergebnisse dieses Austauschs, der coronabedingt als Zoom-Meeting stattfinden musste, wurden protokolliert und kurz zusammengefasst festgehalten. Die Zusammenfassungen der Gruppendiskussionen lassen sich als Eröffnung einer weitergehenden Interpretation und Deutung der empirischen Befunde verstehen.

Die zweite Stufe des empirischen Zugangs zur liturgischen Sprache verlässt die Ebene der unmittelbaren empirischen Wahrnehmung und legt den Schwerpunkt auf vertiefende Analysen und Deutungen aus theologischer Perspektive. Konkret wurden für diesen Teil der Studie nun

praktische Theologinnen und Theologen hinzugezogen. Sie wurden gebeten, die Wahrnehmungen und Deutungen der außertheologischen Expertinnen und Experten zu sichten und dazu aus dezidiert praktisch-theologischer Perspektive Stellung zu nehmen. Das Ziel dieser zweiten Stufe des empirischen Zugangs zur liturgischen Sprache jenseits der Predigt bestand in Zweierlei. Zum einen sollte deutlich werden, welche neuen Sichtweisen hinsichtlich der liturgischen Sprache durch die außertheologischen Expertinnen und Experten in den praktisch-theologischen und kirchlichen Fachdiskurs eingespielt werden. Zum anderen wurden die praktisch-theologischen Interpretinnen und Interpreten gebeten, die empirischen Befunde der ersten empirischen Wahrnehmungsstufe an gegebenenfalls vorhandene praktisch-theologische Anknüpfungspunkte heranzuführen oder sie an bestehende Diskurse anzubinden. Zugespitzt formuliert erfolgt im Rahmen der zweiten Stufe des empirischen Zugangs dieser Studie so etwas wie eine praktisch-theologische Wahrnehmung der Wahrnehmung liturgischer Sprache – eine Wahrnehmung zweiter Ordnung, wenn man so will.

Diejenigen, die sich von praktisch-theologischer Seite aus bereitgefunden haben, an der Studie mitzuwirken, sind Stephan Winter, Michael Meyer-Blanck, Sonja Keller, Maïke Schult, David Plüss und Tanja Martin. Ihre Beiträge stellen eine Art Angebot dar, im Bereich der Praktischen Theologie sowie anderer Kontexte in Theologie und Kirche künftig intensiver über die liturgische Sprache jenseits der Predigt nachzudenken, als dies bislang der Fall ist.

#### 5.4 Zu Aufbau und Gebrauch des Bandes

Der vorliegende Band umfasst drei große Teile. Das erste Kapitel »Zu den Sachen selbst – die außertheologische Wahrnehmung der liturgischen Sprache« präsentiert die Beobachtungen und Deutungen zur liturgischen Sprache, wie sie die außertheologischen Expertinnen und Experten auf der Grundlage des Gottesdienstes vom 12. Januar 2020 in der Wittenberger Stadtkirche formuliert haben. Das zweite Kapitel »Vertrautes neu sehen – praktisch-theologische Entdeckungen und Perspektiven« vereint die Beiträge der praktischen Theologinnen und Theologen, die die im ersten Kapitel präsentierten Befunde für die weitere Arbeit in der praktisch-theologischen Wissenschaft wie auch in der kirchlichen Praxis fruchtbar machen sollen. Das dritte Kapitel »Dokumentation des Gottesdienstes vom 12. Januar in der Wittenberger Stadtkirche« präsentiert ein präzises Transkript des Gottesdienstes, der dieser Studie als empirische Basis zugrunde liegt, sowie einen Text von Pfarrer Dr. Johannes Block, in dem er rückblickend über die inhaltlichen und gestalterischen Aspekte seiner Gottesdienstvorbereitung Auskunft gibt. Mittels dieses ausführlichen Transkripts soll im Sinne größtmöglicher Transparenz des Forschungsprozesses allen Leserinnen und Lesern die Möglichkeit eröffnet werden, sich selbst einen Eindruck von dem hier im Zentrum stehenden Gottesdienst zu verschaffen und die in den Texten vorkommenden Bezugnahmen auf den Gottesdienst sowie die dazugehörigen Deutungen und Analysen nachvollziehen zu können.

Zum Gebrauch des Buches sei festgehalten, dass man es sowohl wissenschaftlich als auch in praxisorientierter Absicht lesen kann. Wissenschaftlich handelt es sich um eine

praktisch-theologische Studie zur empirischen Gottesdienstforschung, die die liturgische Sprache im Speziellen sowie den Gottesdienst als komplexes Phänomen in seiner Gesamtheit im Allgemeinen verstärkt in den Fokus der Praktischen Theologie rücken möchte. Man kann das Buch aber genauso ganz ohne jede wissenschaftliche Absicht lesen, um einmal selbst ein bisschen weiter darüber nachzudenken, wie man hier und heute in dieser Gesellschaft auf die liturgische Sprache schauen kann. Was leistet sie? Wo findet sie Anklang? Wo sind ihr Grenzen gesetzt? Was könnten Alternativen sein? Über diese und viele weitere Fragen sollte man bei der Lektüre des vorliegenden Bandes, so die Hoffnung, auch ohne jede wissenschaftliche Absicht gut nachdenken können.

Zum Schluss noch ein Hinweis zur Zitation: Die Beiträgerinnen und Beiträger dieses Bandes verweisen in ihren Texten vielfach aufeinander. Wo sie einander zitieren, wird die entsprechende Seitenzahl des Bezugstextes in Klammer angegeben; wo aus dem Transkript des Gottesdienstes zitiert wird, wird die entsprechende Seitenzahl zusätzlich mit dem Kürzel »GD« versehen.